

Thomas Thiemeyer

DAS VERBOTENE EDEN III

Entscheidung

Roman

KNAUR*

Die gebundene Ausgabe des Werkes erschien unter dem Titel
»Das verbotene Eden. Magda und Ben«.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2014
Copyright © 2013 bei Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Franz Leipold
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Karte: Thomas Thiemeyer
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51313-2

2 4 5 3 1

DAS VERBOTENE EDEN III

Entscheidung



Ingran

Asemona

Glanmor

Die alte Stadt

Kathedrale

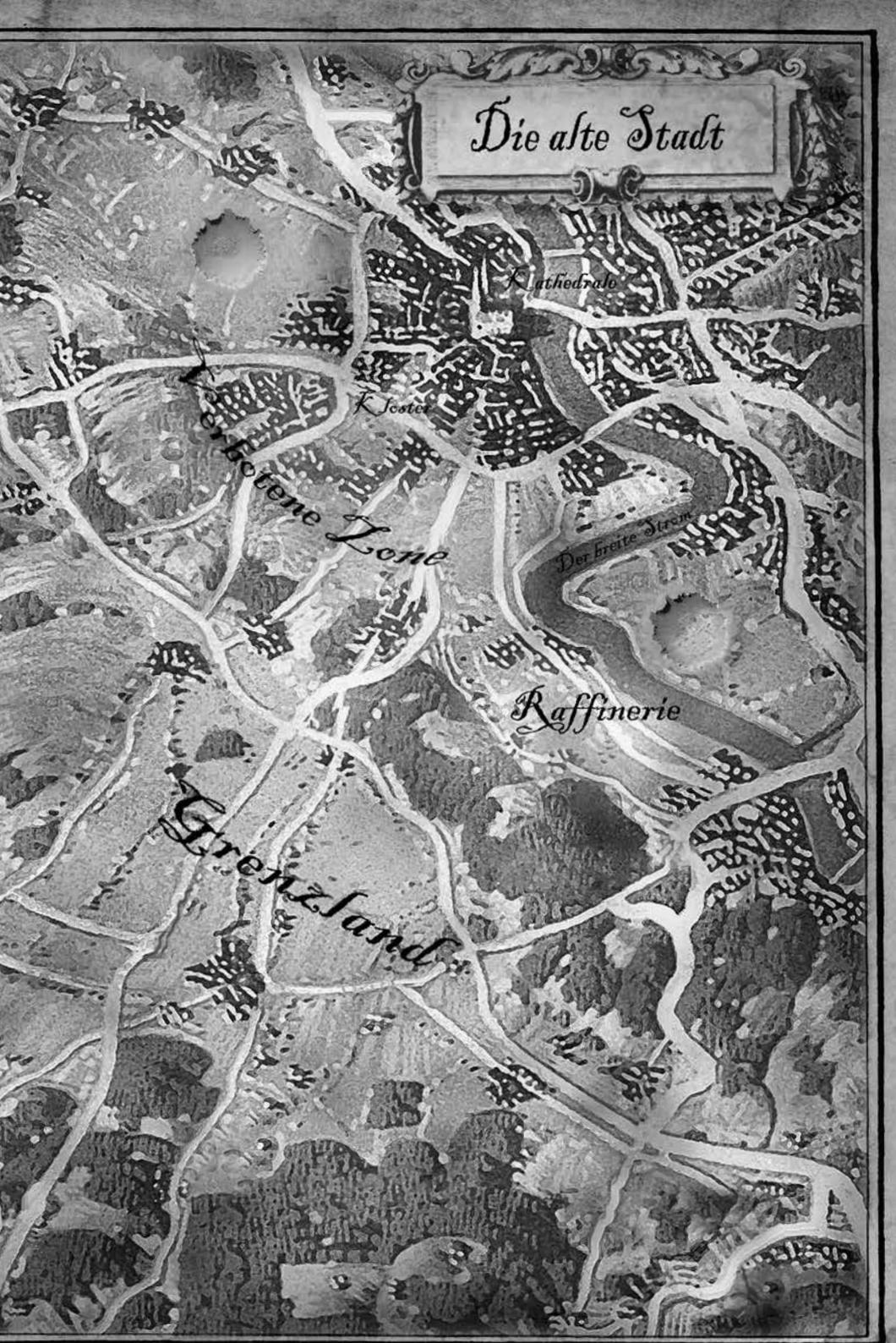
Kloster

Botene Zone

Der breite Strom

Raffinerie

Grenzland



Prolog

2080, unterhalb der alten Stadt ...

Die Finsternis drang wie Rauch aus den Tunneln. Das wenige Licht, das durch Risse und Spalten in der Decke fiel, reichte gerade aus, um ein kurzes Stück des Weges zu beleuchten. Silbriges Wasser tropfte aus Belüftungsschächten und landete platschend auf dem mit Müll und Unrat übersäten Boden. Mordra verlangsamte ihren Schritt, dann blieb sie stehen. Vor ihr war ein besonders großes Stück Beton aus der Decke gebrochen und auf dem Boden gelandet. Graues Tageslicht schien auf ein verbogenes Kinderspielzeug, ein Dreirad oder Roller. Der rote Lack war an vielen Stellen abgesplittert, und rostiges Eisen kam zum Vorschein. Wie lange es wohl schon hier lag? Ob jemals ein Kind damit gefahren war? Wer hatte das Spielzeug hier heruntergeschleppt und warum?

Mordra versuchte, sich vorzustellen, wie der Roller wohl in den Händen eines Kindes ausgesehen haben mochte. Hatte er einem Jungen oder einem Mädchen gehört? Vielleicht einer kleinen Furie, so wie sie selbst eine gewesen war, kraftstrotzend, pausbäckig und mit abstehenden Zöpfen? Roller gab es auch in Glánmor, allerdings waren sie aus Holz und furchtbar teuer. Nur die Wohlhabenden konnten sich so etwas leisten. Sie selbst hatte nie so ein Spielzeug besessen, schon gar nicht aus Metall. Der Gedanke an die Abenteuer, die sie damit hätte bestehen können, zauberte ein Lächeln auf ihr Gesicht. Bewaffnet mit Knie- und Ellbogenschützern, wäre sie die Oststraße bis ans Ende gerannt und dann in einem Affenzahn den

Hügel hinuntergebrettert. Vorbei am Stelkinghof, auf dem sie und ihre beiden Schwestern geboren und aufgewachsen waren, vorbei an den Gerbereien mit ihrem durchdringenden Gestank, vorbei am Schlachthof und an den lederverarbeitenden Betrieben bis hinunter zum See. Ein langer, schnurgerader Kilometer, ohne zu bremsen. Danach wäre sie vermutlich in hohem Bogen ins Wasser gesegelt. Vielleicht hätten aber auch ihre Schwestern versucht, sie aufzuhalten, doch Mordra war schon immer gut darin gewesen, Dinge, die ihr gehörten, zu verteidigen. So gesehen war es vielleicht besser, dass sie nie ein solches Spielzeug besessen hatte.

Der Gedanke an ihre Familie ließ sie schnell wieder auf den Boden der Tatsachen zurückkehren. Ihre Schwester Kendra war verschwunden, überwältigt und entführt von den Bleichen. Schrecklichen Kreaturen, die hier, unterhalb der alten Stadt, in den Schächten der U-Bahn und der Kanalisation hausten.

Kendra war schlanker und sehniger als Mordra, aber mindestens ebenso tödlich. Eine Meisterin des Bogens, die ein Kaninchen auf eine Entfernung von fünfzig Metern erlegen konnte. Zu dumm, dass ihr diese Fähigkeiten hier unten nichts genutzt hatten.

Mordra schüttelte den Kopf, als sie daran dachte, wie naiv sie in dieses Abenteuer gestolpert waren. Ohne zu überlegen, nur beseelt von dem Gedanken, den Inquisitor zu töten, hatten sie die dunklen Schächte betreten und waren in Richtung Stadtzentrum vorgerückt. Selbst ihre Pferde hatten sie mitgenommen, ohne darüber nachzudenken, dass der Lärm vielleicht Feinde auf den Plan rufen konnte. Fünf stolze Brigantinnen, die sich selbst für unbesiegbar hielten. Aber Hochmut kommt vor dem Fall, hieß es nicht so?

Bereits in der ersten Nacht hatten sie die Quittung für ihr leichtfertiges Verhalten erhalten. Der Angriff der Bleichen war heftig und unerwartet erfolgt. Diese Kreaturen konnten sich beinahe lautlos bewegen und waren überdies zäh und schnell. In dem darauffolgenden Kampf waren die Brigantinnen von Anfang an die Unterlegenen gewesen. Jetzt waren Mildred, Josepha und Gwen vermutlich tot, und Kendra war irgendwohin verschleppt worden. Dass es Mordra gelungen war zu überleben, grenzte schon fast an ein Wunder. Ein Pferd hatte sie getreten und sie aus dem Kreis der Angreifer hinausbefördert. Die furchtbare Prellung an ihrer linken Schulter schmerzte immer noch wie die Hölle. Sie war aus der Gefahrenzone in eine Ecke geschleudert worden und von dort aus weitergekrochen. Warum die Kreaturen von ihr abgelassen hatten, würde vermutlich für immer ein Geheimnis bleiben. Hatten sie nicht mitbekommen, wie Mordra in den Abwasserkanal gefallen war? Vielleicht hatten sie auch geglaubt, sie sei tot, und daraufhin beschlossen, sich später mit ihr zu befassen.

Einerlei.

Die Ohnmacht hatte alles, was danach geschehen war, ausgelöscht und durch gnädiges Vergessen ersetzt. Zumindest bis zu dem Zeitpunkt, als sie wieder erwacht war. Da hatte sie feststellen müssen, dass die Bleichen zwar fort waren, dass aber auch vom Rest der Brigantinnen jede Spur fehlte.

Was war mit ihnen geschehen? Waren sie getötet worden, verschleppt, gefressen? Mordra hatte den Kampfplatz untersucht, war jedoch nicht fündig geworden. Nirgendwo war Blut zu erkennen, dafür eine Unmenge Kampf- und Schleifspuren, die allesamt über die Barrikade auf die andere Seite führten. Sie erinnerte sich, dass Gwen in diese Richtung geflohen war. Mordra sah noch vor sich, wie das Mädchen davongerannt

war, zwei von diesen widerwärtigen Kreaturen im Schlepptau. Sie hatte ihr noch eine Warnung hinterhergerufen, aber Gwen war wie von Sinnen gewesen. War einfach immer weitergerannt, tiefer und tiefer hinein in diese Welt aus Dunkelheit und Verzweiflung.

Was wohl aus ihr geworden war?

Vermutlich tot, genau wie die anderen.

Mordra wandte den Blick von dem Spielzeug ab und folgte dem Schacht tiefer ins Herz der Stadt.

Rost, Müll, Verwesung – die alte Stadt glich einem Friedhof. Ein Mahnmal aus einer Zeit, in der die Menschen in Wohlstand und Überfluss gelebt hatten. Schwer zu glauben, dass an der Oberfläche immer noch Menschen wohnten. Männer zwar, Teufel, aber trotzdem Menschen. Dabei war der Unrat ja nicht einmal das Schlimmste. Woran Mordra sich einfach nicht gewöhnen konnte, war der Gestank. Eine Mischung aus Moder und Fäulnis, die wie der Atem eines Sterbenden roch. Er durchdrang die Kleidung, heftete sich an ihre Haut und machte das Atmen zur Qual. Selbst wenn sie danach tagelang badete, diesen Gestank würde sie nie wieder loswerden.

Einen Moment lang war sie in Gedanken versunken und beachtete nicht, wo sie hintrat. Es platschte, und ein großer Schwall gelbliches Wasser schwappte in ihren Schuh. Einen unterdrückten Fluch ausstoßend, wich sie links auf einen kleinen Schutthügel aus. Sie durfte jetzt nicht unvorsichtig werden. Geräusche wie dieses würden die Bleichen schnell wieder auf den Plan rufen. Vielleicht wären die Brigantinnen weitergekommen, wenn sie versucht hätten, sich ihrer Umgebung anzupassen. So wie Mordra es jetzt tat: leise, heimlich, verstohlen. Ihre Augen vermochten die Dunkelheit zu durchdringen, und auch ihr Gehör war um ein Vielfaches schärfer ge-

worden. Kein noch so kleines Geräusch – mochte es nun das Tropfen von Wasser oder das Rascheln einer Ratte sein – blieb ihr verborgen. Sie konnte fühlen, wenn sich in ihrer Nähe etwas bewegte, und spüren, wie groß ein Raum war, nur anhand von Temperaturänderungen oder dem Hall ihrer Schritte. Ihr Körper war zu etwas anderem geworden, zu einem feinen Messinstrument, das sich mehr und mehr der fremdartigen Umgebung anpasste. Geschmeidig, still und tödlich. Ob das ausreichen würde, blieb abzuwarten. Dies war das Reich der Bleichen. Hier bestimmten sie die Regeln.

Sie zog sich bis zur Seitenwand zurück und atmete leise und geräuschlos. Es war hier zwar dunkler, dafür konnte sie trockenen Fußes weiterlaufen. Weniger Gefahr, in eine Pfütze zu treten.

Was für ein Tag war heute?

Sie hatte ihr Zeitgefühl verloren. Ob Tag oder Nacht, ließ sich nur erahnen. Hier unten herrschte immerwährende Dunkelheit. Sie schlief, wenn sie müde war, und aß, wenn sie Hunger hatte. Wasser gab es genug, und von ihrem Proviant war auch noch einiges übrig.

Den Spuren der Entführer folgend, setzte sie ihren Weg fort. Die Markierungen waren nicht zu übersehen. Schleifspuren, Blutflecken, hin und wieder Kleidungssetzen. Irgendwo war sie auf Kendras Messer gestoßen, das halb versunken in einer Pfütze lag. Die Klinge war abgebrochen, und der lederumwickelte Griff sah aus, als wäre daran herumgenagt worden. Ohne lang darüber nachzudenken, hatte sie es eingesteckt. Kendra hätte sich niemals freiwillig von dieser Waffe getrennt. Ihre Schwester war hier irgendwo, das spürte sie. Sie würde sie nicht den Bleichen überlassen.

Sie war etwa einen Kilometer gegangen, als sie eine Veränderung bemerkte. Es wurde heller. Auch der Gestank nahm zu. Sie duckte sich in die schwärzesten Schatten und zog ihr Schwert. Das Metall schimmerte wie Sternenlicht.

Vor ihr, auf den ersten Blick schwer zu erkennen, lag ein riesiger, offener Raum. Eine Höhle oder etwas Ähnliches, aber von gewaltigen Ausmaßen. Mehrere Stockwerke tief und so breit, dass man kaum auf die andere Seite blicken konnte. Die Zwischenböden waren herausgebrochen, und aus den Betonplatten ragten krumme, rostige Eisenträger. Die Luft war nebelig und feucht. Das Rauschen von Wasser drang an ihr Ohr.

Mordra versuchte, mit der Wand zu verschmelzen, während sie langsam auf den Rand der Öffnung zukroch. Die Höhle sah aus, als wäre sie durch eine Katastrophe entstanden, eine Explosion oder dergleichen. Sie hatte die Zwischenebenen herausgerissen und einen gewaltigen Innenraum erschaffen. Ungewöhnlich war auch, dass das Licht, anstatt von oben, aus der Tiefe kam. Feuer oder dergleichen.

Für einen kurzen Moment war sie von Hoffnung ergriffen. Eine Menschengesiedlung? Schatten zuckten über die Wände. Nebelfetzen waberten wie blutige Tücher durch die Luft. Mordra hielt den Atem an. Der Abgrund war bodenlos. Ein feuriges Loch ohne Anfang, ohne Ende. Ein Ort, der aussah wie die leibhaftige Hölle. Das Licht entsprang eisernen Tonnen, in denen kränkliche Feuer brannten. Aus einer geborstenen Rohrleitung tröpfelte übelriechendes Wasser. In der Mitte der Höhle befand sich ein See, aus dem ein Schutthaufen herausragte. Die Form dieser Insel war zu gleichmäßig und symmetrisch, als dass sie rein zufällig entstanden sein konnte. Auch die brennenden Tonnen waren nicht willkürlich angeordnet. Sie umschrieben einen Kreis, der so bemessen war, dass die

Flammen zwar genügend Licht spendeten, jedoch das Herz der Anlage – den mächtigen Hügel – nicht allzu stark ausleuchteten. So als würde jemand das Licht hassen, jedoch nicht zur Gänze darauf verzichten können.

Wenn nur der verdammte Nebel nicht wäre! Die wabernden Schleier schoben sich immer wieder vor ihr Blickfeld. Bisher hatte sie noch keine lebende Seele gesehen. Waren das Öffnungen auf der Oberseite? Doch, es stimmte schon: Löcher – wie in einem Ameisenhügel.

Plötzlich bemerkte sie eine Bewegung. Irgendetwas krabbelte über die Oberseite des Schutthaufens. Sie kniff die Augen zusammen. Auf allen vieren, den Kopf vorgereckt, tastete sich das Ding voran. So bleich und durchscheinend, dass es vom Untergrund kaum zu unterscheiden war. Ein Mensch war das gewiss nicht. Wie eine Made kroch die Kreatur auf dem Hügel herum, tauchte in eines der Löcher ab und kam an anderer Stelle wieder hervor.

Oder war es ein Artgenosse?

Jetzt, wo sie endlich einen Anhaltspunkt hatte, konnte Mordra abschätzen, wie groß die gesamte Anlage war. Ein leiser Fluch huschte über ihre Lippen.

Kein Zweifel, dies war das Nest, nach dem sie so lange gesucht hatte. Der Bau war riesig. Mindestens dreißig Meter im Durchmesser und zehn Meter hoch. Wobei es schien, dass er in der Tiefe sogar noch weiterging. Den vielen Löchern nach zu urteilen, hatten die Kreaturen den gesamten Untergrund ausgehöhlt und ein Labyrinth aus Stollen und Gängen erschaffen. Bestimmt war der Bau durchzogen von Wohnhöhlen und Schlafräumen, ganz zu schweigen von der wichtigsten Kammer: der des Anführers. Mordra konnte sich zwar nicht vorstellen, dass diese Kreaturen auf irgendeine Weise organisiert

waren, andererseits besaßen selbst so hirnlose Kreaturen wie Ameisen eine Organisation. Wenn es also eine Struktur gab, dann musste es auch einen Anführer geben, das war ein Naturgesetz.

Langsam und vorsichtig zog sie sich zurück. Sie spürte, dass ihre Schwester noch am Leben war und dass sie nur dort unten sein konnte. Sie und Kendra hatten schon immer eine starke Verbindung gehabt. Ein Band, das nicht mal der Tod würde durchschneiden können.

Mordra ließ ihr Schwert durch die Luft pfeifen. Was immer in der nächsten Stunde geschehen würde, es würde gewiss nichts sein, was man seinen Kindern vor dem Zubettgehen erzählte. Mit einem grimmigen Lächeln machte sie sich an den Abstieg.

TEIL I

*Denn sie wissen nicht,
was sie tun ...*

Nachricht

 Löschen	 Antworten	 Allen antworten  Weiterleiten ▾  Sofortnachricht	 Zum Kalender hinzufügen	 Verschieben	 Kopieren nach  Markieren  Überwachen	 Zurück  Weiter
Antworten			Aktionen			Navigieren

Re: Freitag

Magdalena Weißkircher

02.09.2015 22:06

An: Ben Eigel

Mein Held ;-)

klar komme ich. So etwas lasse ich mir doch nicht entgehen.

Hast du was dagegen, wenn mein Vater mitkommt? Er wollte morgen was mit mir unternehmen und ich kann ihn schlecht abwimmeln.

**Ich liebe dich auch,
dein Burgfräulein Magda**

Am 02.09.2015 um 19:39 schrieb Ben Eigel <ben.eigel@t-online.de>:

Hallo Engel,

habe gerade erfahren, dass morgen ein Team vom WDR in Satzvey dabei sein wird.

Stell dir vor, sie wollen uns filmen. Ich habe jetzt schon schweissnsse Hände, wenn ich nur daran denke. Kommst du? Bitte, Bitte.

Vielleicht bin ich dann nicht ganz so aufgeregt.

Ich liebe dich,

Ben

1

65 Jahre zuvor ...

Das Schwert pffft durch die Luft, landet mit hartem Aufprall auf dem Schild des Gegners und prallte federnd davon ab. Ben lächelte unter seinem Helm. Das neue Schwert war gut ausbalanciert. Nicht so wie diese Bastardklinge vor einem Jahr, bei der ihm nach einer Stunde Kampftraining schier der Arm abgefallen war. Dieses hier war leicht. Leicht, kompakt und gutaussehend. Französischer Stahl, gefertigt von einem Hobbyschmied in einem kleinen Nest im Elsass. Natürlich war es stumpf, so wie alle Turnierwaffen, aber im Fernsehen würde das nicht zu sehen sein. Für die Zuschauer des WDR-Regionalprogramms würde es so wirken, als schlugen sie hier tatsächlich mit echten Waffen aufeinander ein.

»Halt, stopp, kurze Pause.« Der Regisseur, der für die Sendung Lokalzeit einen Beitrag über das alljährliche Mittelalterfest auf der Burg Satzvey drehte, klatschte in die Hände.

»Stopp. Alle mal herhören, bitte. Das war sehr schön eben, wir benötigen aber noch einen Gegenschuss. Wir werden die Kamera dort drüben auf der Treppe postieren und eine letzte Aufnahme mit der Burg im Hintergrund machen. Wir sagen euch Bescheid, sobald wir wieder drehbereit sind, okay?«

Die sechs Kämpfer, unter ihnen Ben, ließen ihre Waffen sinken.

»Alter, das ist ja Schwerstarbeit«, kam es unter einem prächtig verzierten Kreuzhelm hervor.

»There's no business like show business.« Ben grinste.

»Ach, sei doch still.«

Der Mittelalterverein »Alt-Lindenthal e.V.« existierte seit zehn Jahren. Eine Gruppe junger Männer und Frauen, die Spaß daran hatten, sich zu verkleiden, Rollenspiele zu veranstalten, sich mit stumpfen Waffen zu prügeln und für ein paar Wochen im Jahr der Zivilisation den Rücken zu kehren. Um unter Gleichgesinnten zu sein und sich nebenher etwas dazuverdienen, bestritten sie regelmäßig Auftritte auf Straßenfesten, Umzügen oder Ritterspielen, so wie hier auf der Burg Satzvey in der Eifel. Natürlich waren sie nicht mit den französischen Stuntleuten zu vergleichen, die die richtigen Turniere abhielten, aber ihre Truppe war farbenfroh genug, um ins Vorabendprogramm zu kommen. Marten – Bens Gegner – war erst ein Jahr dabei und noch relativ unerfahren. Hätte Ben ihm einen Ratschlag erteilen sollen, hätte er ihm gesagt, dass es für einen Anfänger nicht unbedingt ratsam war, den Kreuzritter zu wählen. Aber dafür war es jetzt zu spät. Die Ausrüstung hatte einen Großteil von Martens Erspartem verschlungen, und er konnte es sich nicht leisten, jetzt noch einmal in etwas Neues zu investieren. Viele Anfänger machten den Fehler, dass sie nur auf die Optik und nicht auf Praktikabilität achteten. Die Kreuzritterrüstung eignete sich nur für erfahrene Veteranen. Bei einem Gesamtgewicht von knapp zwanzig Kilogramm war sie etwas für Leute, die nicht nur über genügend Muskeln, sondern auch über Hornhaut und eine gewisse Leidensfähigkeit verfügten. Schon allein der Beidhänder wog gut und gerne sechs Kilogramm. Wer ihn fünfzimal geschwungen hatte, würde das nächste Mal mit anderen Augen durch die Waffenkammer eines Rüstungsschmiedes gehen und vielleicht, so wie Ben, lieber auf die leichtere Normannenrüstung in Lederausfertigung und mit Eisenbeschlagen zurückgreifen.

Ben nahm den Helm vom Kopf, strich durch seine verschwitzten Haare und gönnte sich einen Schluck aus seinem Wasser Schlauch. Das kühle Nass lief ihm übers Gesicht und tropfte von seinem Kinn. Wie jedes Jahr begannen die Ritterspiele Anfang September und zogen sich durch den ganzen Monat. Bis auf wenige Ausnahmen war das Wetter um diese Jahreszeit gut – um nicht zu sagen, heiß, was sich an stetig steigenden Besucherzahlen niederschlug. Ben konnte sich noch erinnern, dass früher Juli und August die klassischen Sommermonate gewesen waren. Jetzt waren es der Juni und der September. Klimawandel, klare Sache. Der Mensch würde es schon hinbekommen, den Karren in den Dreck zu fahren, und man musste schon ein echter Optimist sein, um vor dem Mist, der überall auf der Welt passierte, die Augen zu verschließen.

»Eh, sag mal, Alter, siehst du die heiße Schnalle da drüben? Ich meine die, die immer zu uns rüberschaut?« Marten deutete mit dem Daumen über seine Schulter. »Ich glaube, die steht da schon seit einer halben Stunde. Sieht echt toll aus, die Kleine.« Ben reckte den Kopf. Das Mädchen war gerade abgelenkt und tippte mit ihren grünlackierten Fingernägeln auf ihrem iPhone herum. Sie trug ein rosafarbenes Kleid, flache Stoffschuhe und neonfarbene Armbänder. Ihre blonden Haare ruhten sanft auf ihren Schultern, während ihre Augen unentwegt auf das Display ihres Handys starrten.

»Keine Ahnung«, sagte er. »Sieht nett aus. Nicht unbedingt das, was man auf einem Mittelalterfestival erwarten würde. Aber nett.«

»Nett?« Marten schüttelte den Kopf. »Die Braut ist der Hammer. Sieh doch nur mal, wie sie mit ihrem Hintern an dem Cabrio lehnt. Ich glaube, das ist das erste Mal, dass ich mir wünsche, ich wäre der Kotflügel eines Autos.«

Ben kniff die Augen zusammen. »Ich glaube nicht, dass wir ihr aufgefallen sind. Sie scheint sich mehr für ihr Handy zu interessieren.«

»Das kommt dir so vor, weil du keine Augen im Kopf hast. Vorhin, während der Dreharbeiten, da hat sie uns die ganze Zeit zugesehen. Sie hat jede unserer Bewegungen verfolgt.«

»Ach so, deshalb warst du nicht bei der Sache, jetzt wird mir einiges klar«, sagte Ben grinsend. »Ich musste ein paarmal echt aufpassen, dass ich dir nicht den Schädel abrasiere.«

»Das lag nur an dem Helm. Ich kann in dem Teil nicht besonders gut sehen.«

»Vielleicht gehört sie zu der WDR-Truppe ...«, sinnierte Ben.

»Vom Outfit her würde sie gut zu diesen Medienfuzzis passen.«

»Glaube ich nicht«, sagte Marten. »Die kam vorhin mit so einem Kerl an, der aussah wie ein Banker. Weißes Hemd, Sakko, Herrenslipper.«

»Ihr Freund?«

»Ach was, viel zu alt. Ich schätze, ihr Vater. Einen Mercedes SLK kannst du dir erst ab 'ner bestimmten Einkommensstufe leisten. Er steht da drüben bei dem Metzelt und säuft sich einen an, siehst du?« Marten deutete hinüber. »Ich frage mich, was so'n Typ wie der hier verloren hat.«

»Vielleicht liebt er guten Met.« Ben stützte sich auf sein Schwert und blickte versonnen zu dem Mädchen hinüber. »Ich frage mich, ob ich bei der Kleinen wohl eine Chance hätte. Was meinst du?«

Um ein Haar hätte Marten sich an seiner eigenen Spucke verschluckt. Ben musste ihm kräftig auf den Rücken klopfen, bis er wieder reden konnte.

»Vergiss es«, sagte er, immer noch hustend. »Die ist 'ne Num-

mer zu groß für dich. Sieh dir nur mal die Klamotten an. Typisch It-Girl. Jede Woche ein neuer Style. Die steht auf Typen mit Ferraris, Chromfelgen und Subwoofern. So einen komischen Kauz wie dich würde die nicht mal mit 'ner Maniküre-zange anfassen.«

»Aber du sagst doch, sie hätte uns beobachtet. Vielleicht steht sie auf unrasierte, schwitzende Kerle mit Muskeln. Ich glaube, ich werde mal mein Glück versuchen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, marschierte er zu dem Mädchen hinüber. Er hatte zwar keine Augen im Hinterkopf, konnte aber trotzdem sehen, wie Marten der Unterkiefer runterklappte. Als er bei dem Mädchen eintraf, stellte er sich vor sie und stemmte eine Hand in die Hüfte. »Hi.«

»Hi, Großer.« Sie wandte ihren Blick nicht vom Display ihres Handys ab.

»Heiß heute, oder?«

»Das kannst du laut sagen.« Sie drückte den Aus-Schalter und ließ das iPhone in ihrer Handtasche verschwinden. Das Taubeneublau der Tasche harmonierte perfekt mit dem Kleid und den grünen Fingernägeln.

Als sie ihren Blick hob, fühlte Ben, wie seine Knie weich wurden. Sein Herz puckerte wie ein Schiffsmotor.

»Wartest du auf jemanden?«

»Ja, auf meinen Dad. Er ist da drüben, siehst du? Ich hoffe, dass er lange genug bleibt, um sich einen Schwips anzutrinken, damit ich nach Hause fahren kann. Führerschein ab siebzehn, du verstehst?« Sie zwinkerte ihm zu und neigte den Kopf ein wenig. »Du siehst abgekämpft aus. Wenn du hier fertig bist, könnte ich dich mitnehmen.«

»Sorry, aber ich fürchte, daraus wird nichts«, sagte Ben. »Das Filmteam will noch eine Aufnahme machen, und ich habe mei-

nen Freunden versprochen, dass wir anschließend noch ein bisschen feiern.«

»Schade.« Sie sah ihm tief in die Augen, dann packte sie ihn und zog ihn zu sich herunter. Ihre Lippen waren wunderbar weich und schmeckten nach Kirschen.

Ben konnte hören, wie Marten im Hintergrund ein ungläubiges Grunzen ausstieß. Es war förmlich zu spüren, wie seine kleine heile Welt zusammenbrach. Ben spürte einen kurzen Anflug von schlechtem Gewissen, doch das wunderbare Mädchen in seinen Armen vertrieb das Gefühl.

Der Kuss währte eine gefühlte Unendlichkeit und war in jeder Hinsicht sensationell. Ben fing schon an, Sternchen zu sehen, so lange hatte er bereits den Atem angehalten. Als sie sich voneinander lösten, taumelte er leicht zur Seite.

Sie lächelte ihn an. »Alles klar?«

»Mmh? Oh ja, sehr. Ich bin ein bisschen beschwipst, das ist alles.«

Sie nickte. Dann holte sie einen Taschenspiegel heraus und zog ihren Lippenstift nach. Als sie fertig war, sah sie ihn an und lachte.

Ben runzelte die Stirn. »Was ist los?«

»Hier.« Sie hielt ihm den Spiegel entgegen.

Sein Mund war voller Lippenstift mit Glitzerpigmenten.

»Dagegen sollten wir etwas unternehmen«, sagte sie. »Wir wollen doch nicht, dass deine Freunde dich für eine Tunte halten, oder?« Sie nahm ein Taschentuch und wischte ihm über den Mund. »So ist's gut. Schaden bereinigt. Nun geh wieder zurück zu deinen Kumpanen und zieh ihnen dein Schwert über den Schädel. Ich werde zusehen, dass ich meinen Dad los-eise und zum Heimfahren bewege. Ich werde mir den Rest eurer Show in ein paar Tagen im Fernsehen anschauen. Man sieht

sich.« Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging zum Metstand hinüber.

Ben sah ihr noch eine Weile hinterher, dann ging auch er zurück.

Das Kamerateam war inzwischen fertig mit der Einstellung und wartete darauf, dass sie wieder ihre Positionen einnahmen. Marten starrte ihn an wie eine Kuh, wenn es blitzt.

»Alter, was war das denn gerade? Wüsste ich es nicht besser, ich könnte schwören, du hast sie geküsst.«

»Habe ich auch. War ziemlich schön«, sagte Ben und zog seinen Helm wieder auf. »Nur diesen Glitzerlippenstift kann ich nicht leiden. Das Zeug nervt.«

»Aber wie ... ich meine ... was ...?«

»Sie ist seine Freundin, du Idiot«, dröhnte es von nebenan unter Steffens prächtigem Wikingerbart hervor. »Die beiden sind schon seit einem Jahr zusammen, wusstest du das nicht?«

Einen Moment lang stand Marten da und blickte sprachlos zwischen Ben und Steffen hin und her.

»Sie ist deine ... Freundin?«

Ben nickte. Marten war noch nicht lange genug dabei, um Magda zu kennen. Sie kam nur selten zu ihren Vereinstreffen und war der Meinung, der Karnevalsverein müsse ohne sie auskommen. Und eigentlich fand Ben das ganz gut. Er vertrat die Theorie, dass eine gute Partnerschaft nur dann funktionierte, wenn man nicht symbiotisch aneinanderklebte, sondern wenn jeder nebenher noch ein eigenes Leben führte.

Der Spaß war ihm gelungen, er hoffte nur, dass er es nicht zu weit getrieben hatte. Er mochte Marten und wollte ihn nicht brüskieren.

»So, die Herrschaften«, rief ihnen der Regisseur zu und klatschte in die Hände. »Bitte wieder Aufstellung nehmen, wir

drehen weiter. Letzte Einstellung für heute, danach gibt es für jeden ein kühles Blondes.«

Ben grinste. Ein kühles Blondes hatte er ja gerade im Arm gehabt, aber die Aussicht auf ein frisch gezapftes Kölsch war auch nicht schlecht. Er duckte sich hinter seinem Schild und hob sein Schwert.